

S

C. Bernd Sucher
RAHEL'S REISE





C. Bernd Sucher

roman

RAHELS REISE

Erste Auflage

© 2024 by Seccession Verlag Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christian Ruzicska

Korrektorat: Peter Natter

www.seccession-verlag.com

Gestaltung: Eva Mutter, Barcelona

Satz: Marco Stölk, Berlin

Herstellung: Daniel Klotz, Lettertypen Berlin

Gesetzt aus Cormorant Garamond

Printed in Germany

eISBN 978-3-96639-089-7

Die Personen

Abramowisz, Elay – Ehemann von Lisa Cohen

Blumenthal, Anne-Rose, geborene **Lammfromm** –

Tochter von Leon und Golde Lammfromm, Ehefrau
von Richard Blumenthal, Mutter von Rahel und
Schlomo Blumenthal

Richard Blumenthal – Ehemann von Anne-Rose

Blumenthal, Vater von Rahel und Schlomo Blumenthal

Blumenthal, Schlomo – Sohn von Richard und Anne-Rose
Blumenthal

Cohen, Aaron – Sohn von Rahel und Jacob Cohen

Cohen, Asael – Sohn von Aaron und Alisah Cohen,

Ehemann von Elizabeth Cohen, geborene Snider

Cohen, Alisah, geborene **Sonnenschein** – Ehefrau von
Aaron Cohen, Mutter von Lisa Cohen

Cohen, Benjamin – Sohn von Chaim und Gili Cohen,
geborene Goldmann

Cohen, Chaim – Sohn von Jacob und Rahel Cohen

Cohen, Christa, geborenen **Anderson** – Heinrich Cohens
Ehefrau

Cohen, Deborah – Tochter von Chaim und Gili Cohen

Cohen, Elizabeth, geborene **Snider** – Ehefrau von Asael
Cohen

Cohen, Elise – Tochter von Henri und Ruth Cohen,
geborene Frankenthaler

Cohen, Esther – Tochter von Chaim und Gili Cohen,
Ehefrau von Noah Weinberg

Cohen, Gili, geborene Goldman – Ehefrau von Chaim
Cohen, Mutter von Deborah, Benjamin und Esther
Cohen

Cohen, Heinrich – Großvater von Jacob Cohen

Cohen, Henri – Sohn von Heinrich Cohen, Vater von
Jacob Cohen

Cohen, Jacob – Sohn von Henri Cohen und Ruth Cohen,
geborene Frankenthaler

Cohen, Lisa – Tochter von Aaron und Alisah Cohen,
Ehefrau von Elay Abramowicz

Cohen, Rahel, geborene Blumenthal – Ehefrau von Jacob
Cohen, Mutter von Chaim und Aaron Cohen

Cohen, Ruth, geborene Freudenthaler – Ehefrau von
Henri Cohen, Mutter von Elise und Jacob Cohen

Fränkel, Din – Rabbiner in Fürth

Fränkel, Sarah – Din Fränkels Ehefrau

Fränkel, Gabriel – Sohn von Din und Sarah Fränkel

Fränkel, Menachem – Sohn von Din und Sarah Fränkel

Fränkel, Riccardo – Sohn von Din und Sarah Fränkel

Goldman, Abraham – Ehemann von Golde Goldman,
geborene Rosenthal

Goldman, Gili – Tochter von Abraham und Golde
Goldman

Goldman, Golde, geborene Rosenthal – Ehefrau von
Abraham Goldman, Mutter von Gili Goldman

Lämmle, Levin – Ehemann von Deborah Lämmle,
geborene Cohen

Lämmle, Caspar – Sohn von Deborah und Levin Lämmle

Lämmle, Crista, geborene Schalla – 2. Ehefrau von
Levin Lämmle nach dem Tod von Deborah Lämmle,
geborene Cohen

Lammfromm, Anne-Rose – Ehefrau von Richard
Blumenthal

Schalla, Christa – Zweite Ehefrau von Levin Lämmle

Snider, Arthur – Ehemann von Resi Snider, Vater von
Elizabeth Snider

Snider, Elizabeth – Ehefrau von Asael Cohen

Snider, Resi, geborene Lechner – Mutter von Elizabeth
Snider

Sonnenschein, Alisah – Tochter von Moses (Moishe)
Sonnenschein und Elise Sonnenschein, geborene
Rosenfeld, Ehefrau von Aaron Cohen

Sonnenschein, Cäcilie – Tochter von Moishe und Elise
Sonnenschein

Sonnenschein, Clara, geborene Friedenberg – Ehefrau von
Curt Sonnenschein, Mutter von Moishe Sonnenschein,
Großmutter von Alisah, Cäcilie und Samuel
Sonnenschein

Sonnenschein, Curt – Vater von Moishe Sonnenschein

Sonnenschein, Moses (Moishe) – Ehemann von Elise
Sonnenschein, Vater von Alisah Sonnenschein

Sonnenschein, Samuel – Sohn von Moishe und Elise
Sonnenschein

Soylu, Damir – Geliebter von Lisa Cohen

Weber, Adolf – Vater von Egon Weber

Weber, Dirk – Sohn von Egon und Lotte Weber, Geliebter
und später Mann von Benjamin Cohen

Weber, Egbert – Vater von Horant Weber, Ururgroßvater
von Dirk Weber

Weber, Egon – Vater von Dirk Weber

Weber, Eva – Tochter von Egon und Lotte Weber

Weber, Horant – Vater von Adolf Weber

Weber, Lotte, geborene Müller – Ehefrau von Egon Weber

Weber, Mathilde – Tochter von Egon und Lotte Weber

Weinberg, Elias – Sohn von Noah und Esther Weinberg,
geborene Cohen

Weinberg, Esther, geborene Cohen – Ehefrau von Noah
Weinberg

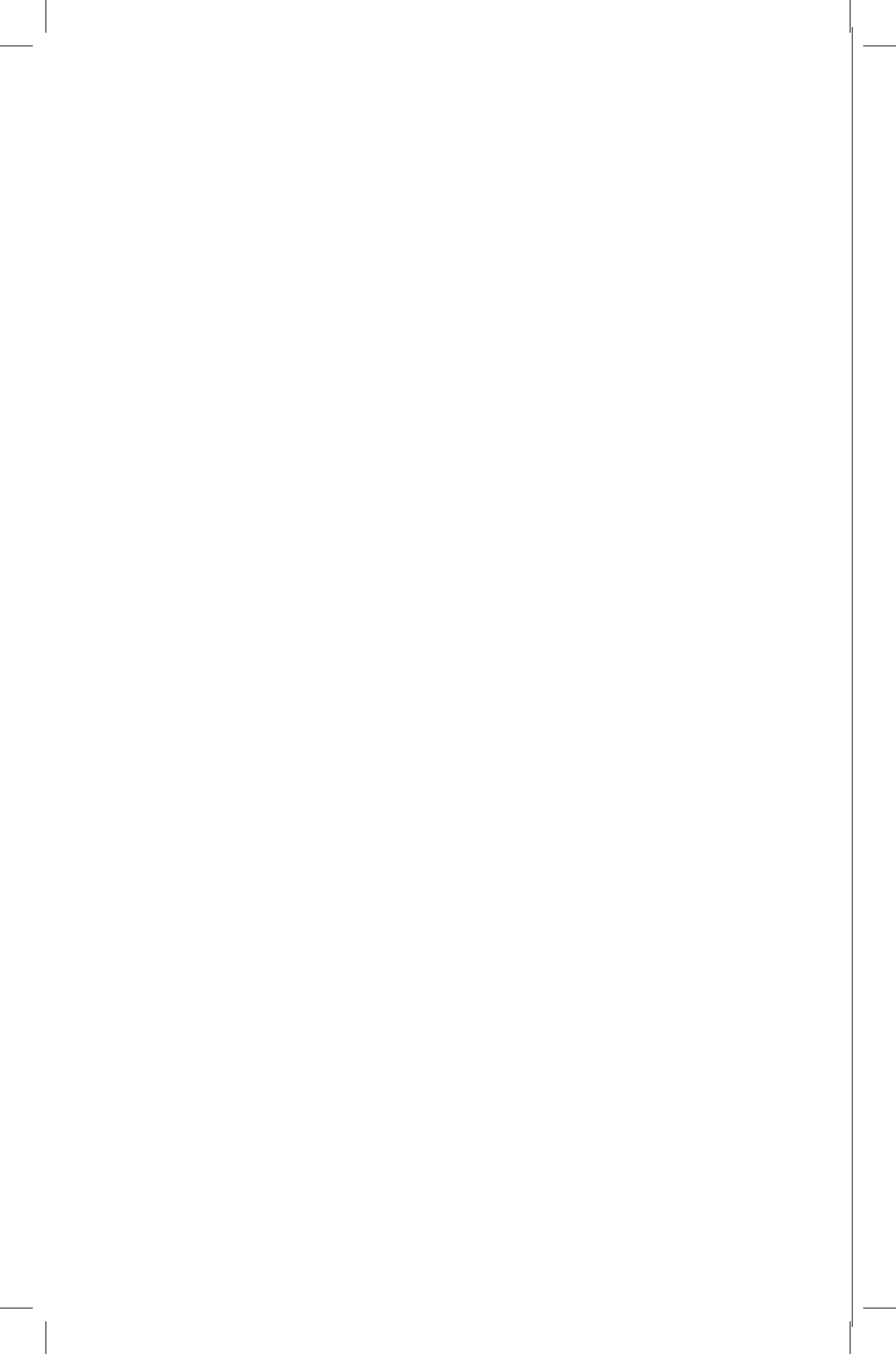
Weinberg, Evelyn – Tochter von Noah und Esther
Weinberg

Weinberg, Noah – Ehemann von Esther Weinberg

Aimer un être, c'est accepter de vieillir avec lui.
Albert Camus: Le Mythe de Sisyphe

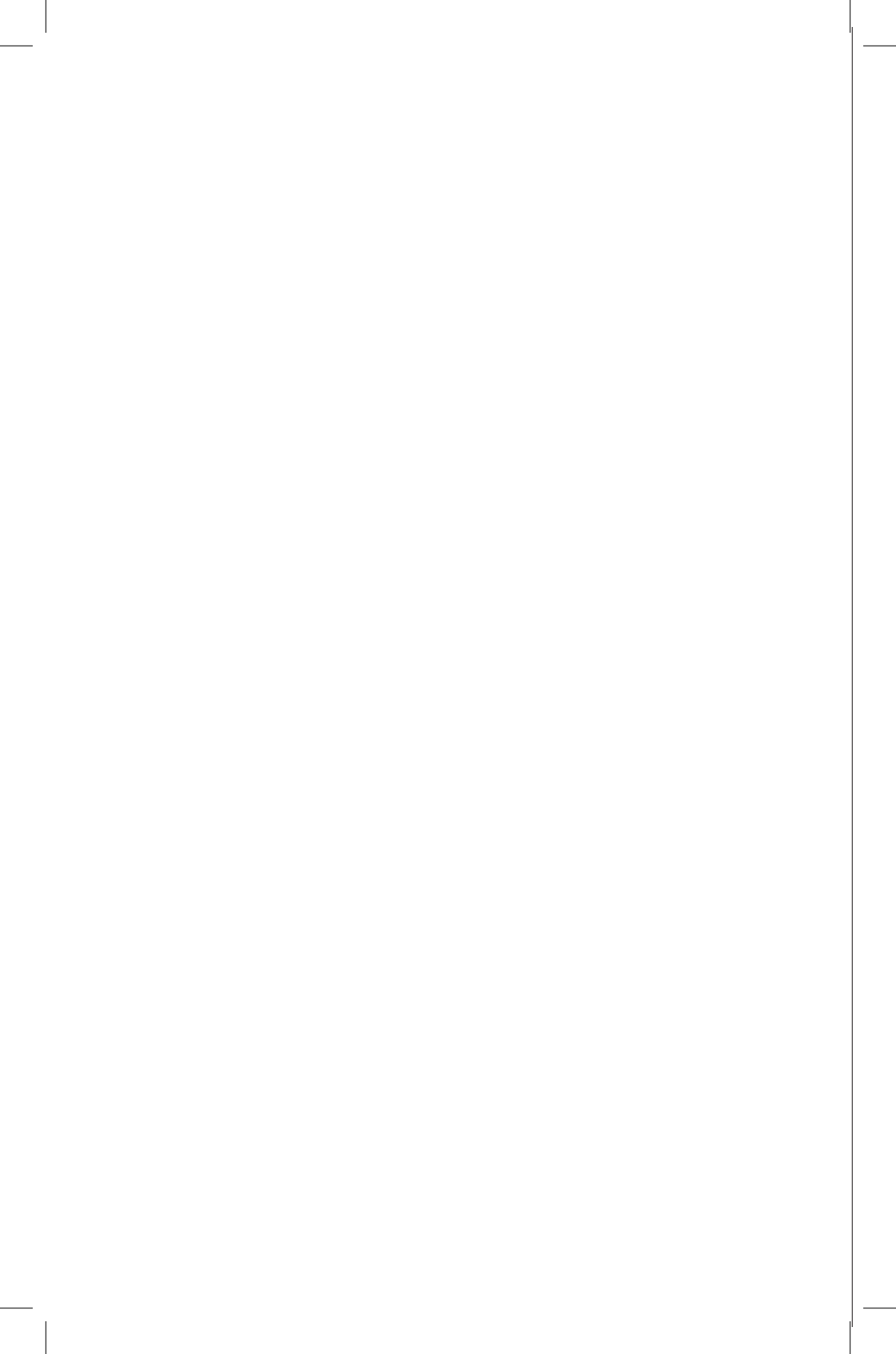


Für A. – und nur für ihn!



Frühling 2018

Rahels Entscheidung



Rahel Cohen hatte sich entschieden. Wie oft hatte sie gezögert. Wie oft hatte ihr Mann sie gebeten, diese Reise nicht anzutreten. Heute Abend würde sie sich durchsetzen. Heute Abend würde sie ihrem Mann, ihren beiden Söhnen, ihren Schwiegertöchtern und den fünf Enkeln ihren unverbrüchlichen Entschluss mitteilen. Heute Abend.

Während sie sich für dieses besondere Abendessen ankleidete, während sie sich wieder, wie jedes Jahr an diesem Tag, in ihrem dunkelblauen Abendkleid vor den Spiegel setzte und die Kette mit dem goldenen Davidstern umlegte, erinnerte sie sich ihres ersten Versuchs, ihren Mann und die beiden Söhne für einige Wochen zu verlassen. Sie dachte an die vielen Selbstgespräche, die sie damals mit sich geführt hatte.

Rahel Cohen lächelte in den Spiegel und überlegte: Stern oder doch lieber die Smaragdkette, die Jacob ihr zum achtzigsten Geburtstag geschenkt hatte? Sie erhob sich, ging zu ihrem Schmuckkästchen, das sie sich vor Jahren bei einem kleinen Trödler gekauft hatte und das sie immer an Goethes *Faust* erinnerte. Hatte der seinem Gretchen die Perlen – waren es Perlen? – nicht auch in einem Schächtelchen versteckt? Sie entschied sich für den Stern, blickte noch einmal in den Spiegel. Kein Mensch würde glauben, dass ich dreiundachtzig bin!, dachte sie.

Wenige Sekunden später betrat Rahel Cohen das Esszimmer. Alle waren sie da. Ihr Jacob – wie schön, er hatte seinen Smoking angelegt. Ihre beiden Söhne Aaron und Chaim – die Zwillinge waren mit ihren jeweiligen Familien gekommen. Rahel hatte, auch wenn sie es sich nicht eingestehen mochte, Aaron lieber als seinen Bruder. Chaim war schon als Kind eher unberechenbar und opportunistisch, während Aaron zu jeder Lüge unfähig war, seine Stimme veränderte sich, sie wurde heller, wenn er als Kind geschwindelt hatte, und das war bis heute so geblieben.

Auch bei den Frauen hatte Rahel ihre Vorliebe. Gili, Chaims Frau, war sie verfallen. Das Lachen ihrer Schwiegertochter hatte es ihr angetan. Es war so hell, so heiter, sie liebte es einfach. Alisah hingegen fand sie eher spröde. Sie sei so verkopft, hatte sie sich ihrem Mann gegenüber mehr als einmal beklagt, wenn Aarons Frau, was sie gern tat, literaturwissenschaftlich zu dozieren begann. Von ihren Enkeln liebte sie einen besonders: Benjamin, Chaims und Gilis einzigen Sohn. Er hatte gerade seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert und lebte allein. Rahel Cohen irritierte die offensichtliche Bindungsunfähigkeit ihres Enkels. »Das wird schon!«, beschwichtigte Jacob seine Frau, wenn die sich besorgt äußerte, dass Benjamin womöglich nie eine Frau finden würde. »Er sieht gut aus, er ist klug, das wird schon!«

Benjamin hatte sich seine Jungenhaftigkeit bewahrt, kokettierte mit ihr und spielte nicht ungerne den jungen Liebling aller, was ihm leichtfiel, da er mit seinen schwarzen Locken, seinen blauen Augen und den Grübchen, die sichtbar wurden, sobald er lächelte, einem hoffnungsvollen Studienanfänger glich. Dabei arbeitete er seit knapp zwei Monaten in der Kanzlei Miller & Bronfen. Zwar wäre er gern Schauspieler geworden, hatte auch während seines Jura-Studiums mehrere Workshops an der New York Film Academy absolviert und diese »genial« gefunden, wie er sich ausdrückte, während seine Lehrer ihm Talent bescheinigt und ihn unbedingt ermutigt hatten, die so lustvoll eingeschlagene Nebenstraße weiter zu verfolgen – allein Jacob Cohen, und nicht etwa Benjamins Eltern, Gili und Chaim, die gleichwohl an das künstlerische Talent ihres Sohnes glaubten, aber zu allem schwiegen und sich dem starken Vater und Schwiegervater beugten, hatte ihm diesen Spleen, wie er des Enkels schauspielerische Ambitionen abtat, ausgedrückt. Zum einen gebe es nicht einen berühmten jüdischen Schauspieler, zum anderen seien die meisten, die in den off-Theatern und Low-budget-Filmen auftreten, bettelarm. Das allerdings sahen auch seine Eltern so. Benjamins Erwähnung der

vielen Gegenbeispiele, die ihm spontan einfielen, Woody Allen etwa, oder Dustin Hoffman, Mel Brooks, Harrison Ford, Paul Newman, Walter Matthau, Kirk Douglas und sogar Marilyn Monroe konnten den Großvater nicht überzeugen – »im Übrigen konvertierte die Monroe zum Judentum!«, wies er seinen Enkel scharf zurecht.

Benjamin gab das Vorhaben auf. Wie es Jacob Cohen wünschte, schloss er sein Jura-Studium nicht bloß mit dem *Doctor of Law* ab, was äußerst bemerkenswert war, da er keinerlei Ambitionen hegte, eine Karriere an der Universität einzuschlagen, sondern erwarb zusätzlich den sogenannten »Heckspoiler«, die an den Namen gehängten Buchstaben LL.M., den *Master of Laws*, und beabsichtigte, sich zu spezialisieren. Worauf, das wusste er nicht. Rahel war stolz auf ihren ehrgeizigen Enkel. Sie hatte Jacob zwar nicht widersprochen, doch insgeheim hätte es ihr sehr gefallen, wenn Benjamin sich gegen seinen Großvater durchgesetzt hätte und Künstler geworden wäre.

»Bitte hört mir jetzt mal zu!«, begann sie.

Jacob kommentierte es nicht.

Vor vierundvierzig Jahren hatte sie einen Plan gehabt, den Jacob Cohen ihr – wahrscheinlich zu recht, vielleicht aber auch nicht – ausgeredet hatte. Sie wollte nach Deutschland reisen.

Durfte sie, so hatte sie sich damals gefragt – was war nicht alles passiert seitdem! –, durfte sie ihre Familie für vier Wochen allein lassen? Würde Jacob sie vermissen? Vielleicht? Gewiss! Denn sie liebten einander. Er würde sich, so beruhigte sie sich damals selbst in ihren Gedanken, wunderbar versorgen können, er kocht leidenschaftlich gern, für sich, für die Kinder und noch lieber für Freunde, er ist ein geselliger Mensch. Aber ganz einfach würde es für ihn nicht werden – wochenlang Urlaub, daran ist nicht zu denken – das hatte sie damals schon in ihre Überlegungen einbezogen. Die beiden Söhne, Aaron und Chaim, waren zwar keine Kinder mehr mit ihren fünfzehn Jahren, doch Jacob hätte sich um sie kümmern müssen. Andererseits,

so die Gegenüberlegung in ihrem Kopf, als sie sich damals fragte, mit welchen Worten sie das Gespräch eröffnen sollte, würden die Söhne wahrscheinlich auch ein wenig froh sein, vier Wochen lang nicht bevormundet zu werden. Rahel Cohen war eine strenge Mutter. Beschweren sich Aaron und Chaim über die in sie gesetzten Erwartungen, über die Ermahnungen, dass sie nicht fleißig genug wären und zu selten in die Synagoge gingen, konterte sie stets mit demselben Satz: »Ihr hättet bei der Wahl eurer Mutter eben etwas vorsichtiger sein sollen, jetzt habt ihr sie, die jiddische Mamma!«

Ihre zwei Jungs würden ihre Reise in die Vergangenheit akzeptieren, hatte sie gedacht, sie vielleicht sogar gutheißen. Schon oft hatten die beiden ihr nahegelegt, nach Fürth, in ihre Geburtsstadt zu reisen. Weil sie immer wieder erwähnte, ihrer Mutter versprochen zu haben, die Gräber der Familie zu besuchen. Nur Jacob Cohen, der erfolgreiche und inzwischen wohlhabende Anwalt, war stets gegen eine solche »Rückkehr«, wie er es nannte. Die deutsche Sprache schätzte er, doch nicht das Land und nicht die Menschen. Rahel hatte der Gedanke jedoch nie losgelassen, und der Wunsch, ihn wahr werden zu lassen, war sogar mächtiger geworden, je stärker sie ihn zu verdrängen suchte. Sie wollte ein Mal, ein einziges Mal nur den Ort sehen, den sie nicht kannte und von dem sie nur das Wenige wusste, was ihre Eltern ihr mitgeteilt hatten. Richard und Anne-Rose Blumenthal, die 1936 mit ihren Eltern und ihrer damals einjährigen Tochter Rahel in die USA emigrierten, hatten nie gern über Deutschland gesprochen. Weder über das Land, das sie verlassen mussten, noch über die Bundesrepublik und deren Menschen.

Rahel erinnerte sich genau: Sie hatten beim Abendessen zusammengesessen. Sie hatten mit ihren Weißweingläsern angestoßen, einander Gut Schabbes gewünscht, als sie darum bat, ihr jetzt aufmerksam zuzuhören. Jacob kannte diese Einleitung schon, seine Frau hatte ihn oft genug überrascht mit diesem *Bitte, hört mir jetzt einmal zu!*

An Rosh Ha-Schana, dem jüdischen Neujahrstag, hatte sich Rahel damals in der Synagoge der Reformgemeinde auf der Bennett Avenue mit ihrem Gott unterhalten und ihn gefragt, ob sie ihren Plan wahrmachen dürfte. Nach dem Fastentag Yom Kippur, den sie zusammen mit ihrem Mann und ihren Söhnen, die an diesem höchsten jüdischen Festtag vom Unterricht befreit waren, in der Synagoge zugebracht hatte, hoffend, dass der Ewige sie in das »Buch des Lebens« eingeschrieben haben würde, hatte sie sich entschieden, dass sie nach Pessach, spätestens aber im Mai aufbrechen würde. Sie hatte bereits den Flug gebucht, Business Class, zu einem Sondertarif. Denn sie war eine sparsame Frau, die den Luxus liebte.

»Ich werde im nächsten Jahr nach Deutschland fliegen!« Aaron und Chaim hatten gejubelt. Sie hatte sich nicht geirrt. So war es damals gewesen.

»Wie mutig, Mum, uns drei hier allein zu lassen! Wir werden all das machen, was wir sonst nicht dürfen!«, hatte Chaim gekräht.

»Und all das bleiben lassen, was wir sonst machen müssen!«, hatte Aaron gelacht.

Bitte, hört mir jetzt mal zu! – ja, so hatte sie auch damals begonnen, aber hatte sie da zuerst ihren Mann angesehen und dann erst ihre Söhne? Oder erst ihre Söhne? Sie hatte sich geräuspert. Und dann, nach ihrer berüchtigten Einleitung geflüstert: »Es ist gar nicht so leicht, euch zu sagen, was ich mir vorgenommen habe.«

Nur Jacob Cohen hatte damals geschwiegen. Doch später hatte er sein Schweigen gebrochen: »Hast du dir das gut überlegt, Rahel? Wohin willst du denn?«

Rahel hatte damals nur ein Reiseziel genannt: Fürth, ihre Geburtsstadt. An den folgenden Tagen wurde über die Reise nicht mehr gesprochen.

Damals hatte sie es nicht geschafft. Sie hatte kapituliert und ihrem Mann zugehört, dass sie die Reise doch nicht antreten würde. Sie hatte ihm sogar recht gegeben, dass die Deutschen wieder zu

dem würden, was sie zuvor schon gewesen waren – Antisemiten. Sie war mit ihrem damaligen Entschluss zufrieden. Denn nach 1968 war keineswegs alles besser geworden, im Gegenteil, der Antisemitismus hatte sich ausgebreitet, in der Bundesrepublik wie auch in den Vereinigten Staaten.

2

Rahel und Jacob hatten sich in Ann Arbor kennengelernt. Er studierte zu jener Zeit schon im sechsten Semester Rechtswissenschaften; sie begann ein Studium der Kunstgeschichte. Warum sie sich in den kleinen Juden verguckt hatte? Er besaß Charme, Witz, schöne große Ohren und eine jüdische Chuzpe – und er war intelligent. Zudem, und das bedeutete ihr viel, waren sie beide ähnlich aufgewachsen oder, wie Jacob es nannte, ähnlich sozialisiert.

Jacob war der Sohn Hamburger Juden, geboren am 28. Juni 1929 im Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf. Sein Vater Henri war Bankier, seine Mutter Ruth eine passionierte Musikliebhaberin, die mindestens einmal wöchentlich Aufführungen im Opernhaus an der Dammtorstraße besuchte, oft auch mit ihren Kindern Jacob und Elise. Sie führte einen kleinen Salon, in den sie bis zur ihrer Emigration 1935 vor allem jüdische Künstler und Literaten einlud. Manchmal traute sie sich sogar, auf dem Flügel Chopin-Polonaisen zu spielen, am liebsten das Opus 53, das sie erstaunlich gut meisterte. Fanden zumindest ihre Kinder.

Die großbürgerliche Familie wohnte zusammen mit einer Köchin und einer Haushälterin in einer Villa an der Rothenbaumchaussee. In diesem Stadtteil fühlten sie sich wohl, nicht zuletzt, weil sich hier viele Juden niedergelassen hatten. Die Cohens besuchten zwar selten die Synagoge, aber an Yom Kippur, dem Versöhnungstag, waren sie meist alle vier zugegen. Nie gingen sie in die große Synagoge am

Bornplatz, wo die Orthodoxen beteten, sondern stets in den Tempel der Reformbewegung. Der Weg in die Poolstraße war zwar weiter, aber sie liebten die Predigten in deutscher Sprache, sie liebten die Choräle, die dort gesungen wurden, und Ruth Cohen war es immer eine Freude, ihren Gästen zu erzählen, dass Salomon Heine, der berühmte Kaufmann und Bankier, der als der Hamburger Rothschild galt, Mitglied des Tempelvorstands war und ein großzügiger Förderer der Gemeinde. Es machte ihr Spaß, den nicht-jüdischen Freunden den Unterschied zwischen Orthodoxen und liberalen Juden mit einem Gedicht von dessen Neffen Heinrich zu erklären; sie konnte es auswendig hersagen:

Die Juden teilen sich wieder ein
In zwei verschiedene Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.
Die Neuen essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersetzig,
Sind Demokraten; die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.
Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n –
Doch schwör ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewisse Fischchen noch mehr,
Man heißt sie geräucherte Sprotte.

Rahel Blumenthal kam am 9. Juli 1935 im mittelfränkischen Fürth zur Welt – in jenem Jahr, als die Familie Cohen bereits emigrierte. Ihr Vater, Richard Blumenthal, war Sohn eines Fabrikanten, der Blei- und Buntstifte herstellte. Als angesehenen Bürger der Stadt beteiligte er sich gern an vielen kulturellen Initiativen, die er finanziell unterstützte. Die Familie Blumenthal lebte traditionelles Judentum. Rahels Mutter, Anne-Rose Blumenthal, geborene

Lammfromm, Tochter eines Lehrers, der in Nürnberg unterrichtete, war indes eine lebensfrohe junge Frau, die es mit den Geboten oft nicht sehr ernst nahm und mit den Verboten schon gar nicht. Sie pflegte sich als eine Feiertagsjüdin zu bezeichnen. Ihr einziges Kind, getauft auf den Namen von Anne-Roses Mutter, Rahel, wollten beide Eltern liberal erziehen. So hatten sie schon vor deren Geburt und gut ein Jahr vor ihrer Emigration am 11. September 1936 entschieden.

3

Sie hatte es ihrer Mutter versprochen, kurz vor deren Tod. Anne-Rose Blumenthal, geborene Lammfromm, hatte ihrer Rahel ein Kuvert in die Hand gedrückt und sie mit Tränen in den Augen gebeten: »Reise nach Fürth. Dort öffne diesen Brief. Ich liebe dich!«

Eine Woche darauf war Anne-Rose Blumenthal gestorben und kurze Zeit später neben ihrem Mann Richard beerdigt worden.

Seitdem hatte Rahel das Kuvert in ihrer Schmuckkassette aufbewahrt. Sie hatte jedes Mal, wenn sie es sah, ihre Neugier gezügelt. Nein, sie hatte sich nicht hinreißen lassen, den Brief schon in New York zu lesen. Gewiss, sie hätte das Geheimnis gern gelüftet, ohne eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, von der sie wusste, dass ihr Mann Jacob sie missbilligte.

Anne-Rose Lammfromm, spätere Blumenthal, hatte die allergrößten Schwierigkeiten, sich in Amerika einzuleben. Die Abreise – ohne Abschied von den Freundinnen und Freunden – war überstürzt vonstatten gegangen. Die Gefahr, womöglich zuvor von den Häschern gefunden und verschleppt zu werden, ängstigte sie, selbst wenn sie niemanden mit ihrer Furcht belastete. Die Geburt ihrer Tochter hatte sie geschwächt. Doch das Kind war ihr die größte Freude

in jenen Tagen. Als sie endlich zu dritt in Hamburg angekommen waren, wo sie noch zwei Nächte in einem kleinen Hotel auf die Abfahrt ihres Dampfers warten mussten, stellte sich heraus, dass ein wichtiges Papier fehlte. Sie wusste damals nicht, welches, bekam nur mit, dass ihr Mann viele Stunden im amerikanischen Konsulat verbrachte, an beiden Tagen. Erst während der Überfahrt erklärte ihr Mann Richard, dass sie Rahel nicht den Amerikanern gemeldet hatten. Es habe ihn viel Überzeugungsarbeit gekostet, die Amerikaner zu einem Zugeständnis zu bewegen. Einer der Diplomaten habe gar davon gesprochen, sie nicht einreisen zu lassen: »Drei Juden statt zwei – das ist einer zu viel!«

Als Anne-Rose endlich an der Hand ihres Mannes die Gangway hinaufging, betete sie halblaut: »Gelobt seist du Ewiger, der du uns rettetest.«

Die Schiffskabine war klein und roch ein wenig muffig. Sie stellten darin ihr Gepäck ab und begaben sich sofort an Deck. Sie blickten auf die Kirchtürme der Stadt.

Genau dieser Blick hatte ein Jahr zuvor, 1935, die Familie Cohen zu Tränen gerührt. Henri Cohen und Ruth Freudenthaler wussten, dass sie ihre Heimatstadt wohl nie wiedersehen würden. Auch sie hatten nur rasch ihr Gepäck in der Kabine verstaut – sie hatten sich eine mit Bullauge leisten können – und schauten voller Wehmut auf den Kirchturm von Sankt Nicolai. Ihr Sohn Jacob war damals sechs Jahre alt, die Tochter Elise zwei Jahre jünger. Die beiden Kinder verstanden nicht, warum die Eltern weinten, sie freuten sich auf die abenteuerliche Reise auf einem Schiff.

Beide Familien hatten stürmische Überfahrten erlebt. Und beide Familien hatten furchtbare Angst, da nicht nur Menschen an Bord waren, die, Juden wie sie, vor den Nationalsozialisten flüchteten, sondern auch SS-Soldaten, die einander mit »Heil Hitler« begrüßten, den rechten Arm hoben und laut über das »Judenpack« an Bord lästerten.

Bei der Ankunft auf Ellis Island hatten sie stundenlang in der Schlange gestanden, waren anschließend befragt worden, als wären sie Verbrecher gewesen. Doch hatten sie sich nicht beklagt: Sie waren gerettet.



Anne-Rose Lammfromm hatte nur die jüdische Mädchenschule besuchen dürfen, hatte nie studiert und keinen Beruf erlernt, mit neunzehn Jahren hatte sie Richard Blumenthal geheiratet. Sie wurde ihm nicht von einer Heiratsvermittlerin angedient, sondern er selbst bat um ihre Hand. Die Eltern kannten einander. Anne-Rose und Richard waren einander zum ersten Mal in der Synagoge begegnet. Er verliebte sich Hals über Kopf. Ihr gefiel der Junge, aber kokett, wie sie war, zündelte sie auch bei anderen Jungs. Heimlich. Der Vater durfte keinesfalls etwas mitbekommen. Ihre Mutter war weniger streng.

Diese wiederum, Golde Wiesengrund, hatte erlebt, was es heißt, einen Mann heiraten zu müssen, den sie nicht kannte; mit dem sie vor der Hochzeit kaum ein Wort gewechselt hatte. Sie hatten einander weder gesucht noch gefunden. Ihre Väter waren darin übereingekommen, die beiden zu verheiraten. Die Hochzeitsnacht war ein Martyrium – für beide. Sie wussten zwar, was sie machen sollten, aber sie konnten es nicht. Leon Meir Lammfromm hatte einmal nur in seinem Leben masturbiert – eine Todsünde. Golde Wiesengrund war zu Tode erschrocken, als sie zum ersten Mal menstruierte. Sie hasste danach die rituellen Bäder, die Besuche in der Mikwa und die obligatorischen Kontrollen, ob noch oder wieder Blut an ihr klebte. Leon verzweifelte. Das schöne Mädchen mit dem langen, glatten schwarzen Haar, welches sie tagsüber zu einem Knoten band und viel zu oft unter einem Tuch versteckte, lag auf dem Laken, rüclings,

mit geöffneten Beinen, und wartete ängstlich darauf, dass ihr Mann irgendetwas tat. Sie sah traurig aus – er war es. Minuten vergingen. Endlich nahm er sein Glied in die Hand und tat, was er jetzt ja durfte. Doch vergeblich. Golde schloss die Augen – vielleicht, so dachte sie, macht es ihn nervös, wenn ich zuschauen. Sie wartete. Endlich fiel er neben ihr auf das Laken. Nicht erschöpft, tieftraurig: »Verzeih, es geht nicht.«

Für einen Augenblick dachte sie daran, ihn zu küssen, doch sie unterließ es. Sie wandten einander den Rücken zu und weinten beide – und schliefen lange nicht ein.

Am vierten Abend gelang es. Aber Golde schrie vor Schmerzen, als er in sie eindrang. Sie versuchten es nun jede Nacht, denn ihre Mutter wartete auf die erlösende Nachricht, dass die Tochter schwanger würde. Auch Leons Mutter wartete. Nach vier Monaten konnte Leon beiden Müttern verkünden, dass Golde ein Kind erwartete. Die Freude währte nur kurz. Im vierten Monat verlor sie das Kind. Leon und Golde versuchten es wieder, beobachtet von ihren beiden Müttern, die nicht müde wurden, allmonatlich zu fragen, was denn los sei.

Ein Jahr später wurde die erste Tochter von Golde und Leon geboren. Sie nannten das Mädchen, das schon bei der Geburt einen Flaum schwarzer Haare hatte, Anne-Rose. Golde wollte ihrer Tochter ein Martyrium, wie sie es hatte durchleben müssen, ersparen. Sie und ihr Mann schickten das Kind in einen städtischen Kindergarten, nicht in einen jüdischen. Danach in die städtische Mädchenschule von Fürth. Die Mutter klärte ihre Tochter auf, als diese ihren zwölften Geburtstag feierte. Anne-Rose wusste vor der Zeit, was auf sie zukommen würde, fürchtete sich also nicht, sondern war neugierig. Die Mutter erlaubte dem Kind, was ihr selbst verboten war und was ihr Vater mitnichten guthieß. Anne-Rose durfte an Schulfesten teilnehmen und mit nicht-jüdischen Freunden Ausflüge unternehmen. Golde erlaubte ihrer Tochter, Tanzstunden zu nehmen, die Leon

Lammfromm, mit dem sie monatelang darüber gestritten hatte, was ihrer Tochter nun erlaubt werden dürfte und was nicht, eher widerwillig bezahlte.

Golde hatte sich in Bezug auf die Erziehung durchgesetzt. Anne-Rose sollte nicht nur mit Juden verkehren, sie durfte nicht-jüdische Freunde haben, und diese mussten nicht einmal wissen, dass sie Jüdin war. Auch der Entschluss, sich vom orthodoxen Judentum zu lösen, war Goldes ureigene Entscheidung – ihrem Mann abgetrotzt.

Zwar gab es in Fürth zu jener Zeit keine liberale jüdische Gemeinde, aber der damalige Rabbiner, Din Fränkel, hatte früh erkannt, dass es schwer werden würde, junge Menschen für den jüdischen Glauben zu begeistern, wenn man ihnen alle weltlichen Freuden verbot, und so drückte er mehr als nur einmal ein Auge zu. Manchmal auch beide. Nicht zuletzt, weil seine drei Söhne schon während ihrer Pubertät offenbarten, dass sie nicht daran dachten, in Fürth ein Leben zu leben wie in einem polnischen Ghetto. Alle drei waren sehr geschickt, erfolgreich in der Schule und entschlossen, die Rabbiner-Tradition der Familie nicht fortzusetzen.

Von den dreien – Gabriel, Riccardo und Menachem – war der Zweitgeborene der Keckste und Hübscheste, geboren im April 1913. Also knapp ein Jahr älter als Anne-Rose. Die beiden kannten einander schon als Kinder. Als Anne-Rose die Schule verließ, besuchte Riccardo die letzte Klasse des Gymnasiums. Sie half ihrer Mutter im Haushalt, lernte alles, was eine gute jüdische Mamma wissen musste. Einziger Luxus in jener Zeit war für sie die Tanzschule in Nürnberg, wohin sie immer mittwochs fuhr. Riccardo Fränkel erzählte sie, dass ihre Eltern ihr diesen Unterricht erlaubten, und dass sie es genoss, allein nach Nürnberg fahren zu dürfen und dort fremde Jungs zu treffen.

»Wissen deine Eltern, dass du so was machst?«

»Was meinst du mit ›so was?‹«

»Ich meine, du machst sie auf dich aufmerksam.«

»Das muss ich gar nicht, die meisten im Kurs sind eh schon verliebt in mich.«

Sie log nicht. Anne-Rose war der Schwarm der jungen Männer. Sie war zart, hatte eine makellose Haut, glänzende, wache Augen, kohlrabenschwarzes Haar und bewegte sich federleicht. Das Wichtigste aber: Sie konnte lächeln, sie konnte lachen. Verschmitzt, verschämt, lauthals. Ihr Lachen war ansteckend. Und ihr Witz frech.

Riccardo Fränkel sagte nicht, was er dachte – eingebildetes Huhn! –, sondern machte Anne-Rose den Hof. Ja, sie sei eines der hübschesten Mädchen von Fürth. Obwohl er gewiss nicht alle kannte. Sie überlegte, ob sie ihm schmeicheln sollte, denn er gefiel ihr durchaus, dieser große Schlacks mit den langen Wimpern und dem schwarzen, ganz glatten Haar, das auf seine Schultern fiel. Seinem Vater missfiel diese »Mädchenfrisur«, wie er es nannte, Anne-Rose mochte sie sehr. Sie mochte auch Riccardos Gang, der – nicht gemächlich, nicht schnell – andere dazu provozierte, ihn hochmütig zu nennen. Riccardo kannte seine Wirkung als schöner Flaneur. Doch im Gegensatz zu Anne-Rose brüstete er sich nicht damit.

Immerhin traute er sich, nach einem Konzert des Synagogenchors, Anne-Rose anzusprechen und sich mit ihr zu verabreden. Sie nahm die Einladung an. In einer Konditorei am Marktplatz, die bekannt war für ihre Schokoladentorte, trafen sich die beiden. Zu jener Zeit, im September 1931, konnten Juden in Fürth noch unbehelligt überall hin. Doch die Lammfromms fürchteten bereits vor der Machtübernahme, dass Hitler nicht zu stoppen sein würde. Sie dachten an Emigration. Golde und Leon waren sich einig, dass sie mit ihren beiden Kindern nicht nach Palästina auswandern wollten, sondern nach Amerika. Ihr Vermögen würde reichen für so eine Reise, die nur Leon eine »Flucht« nannte, Golde sprach lieber von einem »Umzug«, glaubte an eine mögliche Rückkehr.

Die Fränkels diskutierten ebenfalls, was zu tun wäre. Rabbiner Din Fränkel wollte weder nach Palästina noch sonst wohin. Er

wollte durchhalten. »Ich lasse meine Gemeinde nicht im Stich. Solange wir hier unsere Gottesdienste abhalten können, bleibe ich – und ihr bleibt auch!«, erklärte er seiner Familie. Riccardos Hinweis, dass andere Familien, etwa die Lammfromms, auswandern wollten, kommentierte er schlecht gelaunt mit dem Hinweis, dass diese Familie sich ohnehin vom jüdischen Glauben entfernte. Ihre Tochter, Anne-Rose, so flüsterte er scharf, komme kaum noch zu den Gottesdiensten und treibe sich, so habe er gehört, in Nürnberg herum. Er wusste von ihrem Vater, dass eine Heirat mit einem Nürnberger Juden geplant war.

Es stimmte, Leon Lammfromm hatte schon einen Mann für seine Tochter im Blick: den Sohn des Nürnberger Fabrikanten Martin Blumenthal, der seine Firma bereits an seinen Sohn Richard überschrieben hatte. Richard war sechs Jahre älter als Anne-Rose.

Der Nachmittag in der Konditorei gefiel der jungen Anne-Rose. Riccardo war glücklich. Er glaubte, das Mädchen erobert zu haben. Sie war zufrieden. Sie hatte ihn im Netz. Als sie sich verabschiedeten, fragte Riccardo, ob er sie küssen dürfte. Sie erlaubte es. Er drückte seine Lippen auf ihre rechte Wange.

»Ich habe noch eine Frage: Wirst du den Nürnberger heiraten, den dein Vater für dich an der Angel hat?«

Anne-Rose war erstaunt, dass Riccardo davon wusste.

»Ja, mein Vater hat es vor. Richard ist ein netter junger Mann, aber nicht so hübsch wie du. Ich mag ihn – irgendwie. Dich mag ich mehr. Richard durfte mich auch noch nicht küssen. Bis jetzt ist nichts ausgemacht. Außerdem, du weißt es: Wir müssen entscheiden, ob wir in Fürth bleiben oder Deutschland verlassen.«

»Also, du hast einer Heirat noch nicht zugestimmt?«

»Nein!«

Sie saßen beim Abendessen. Rabbiner Fränkel hatte laut gebetet und danach die Challa an seine Frau und seine Söhne weitergereicht, als Riccardo vorsichtig fragte, ob er am Sonntag mit Anne-Rose wandern gehen dürfte. Sie wollten gern, so sagte er, den Jacobsweg Richtung Rothenburg laufen.

»Riccardo, ihr werdet nicht gemeinsam wandern, und ihr werdet schon gar nicht den christlichen Pilgerweg gehen. Du hast die Lammfromm-Tochter geküsst, Riccardo! Widersprich nicht. Tante Naomi hat dich gesehen. Also leugne nicht – denn so würdest du obendrein noch zum Lügner!«

»Tu ich nicht. Ja, ich hab ihr ein Küsschen gegeben, auf die Wange!«

Rabbiner Fränkel verbot seinem Sohn – und gleich den beiden anderen dazu – jeden weiteren Kontakt zu dieser Familie.

Es war ein tristes Abendessen, weil niemand sprach – außer dem Rabbiner, der sich gern dozieren hörte. Bevor sich Riccardo schlafen legte, schrieb er einen Brief, in welchem er Anne-Rose alles erklärte und ihr versprach, sich nicht an dieses Verbot halten zu wollen: ... *wenn du mich magst, das ist die Voraussetzung. Ich bin fast zwanzig – da kann mein Vater mich nicht behandeln wie ein Kind. Falls du mich magst, müssen wir uns heimlich treffen.*

Anne-Rose hatte sich in Riccardo verguckt – und das Verbot, so ist es immer mit Unerlaubtem, schürte das Flämmchen Verliebtheit zu einer Flamme. Und diese loderte heftig.

Doch sie war bereits dem Sohn der Familie Blumenthal versprochen. Und wiewohl ihr Herz an Riccardo hing, gab es keinen Grund, sich dem Wunsch ihres Vaters zu widersetzen. Zumal sich die Blumenthals wie die Lammfromms entschieden hatten, nicht in Deutschland zu bleiben. Ob sie nach Palästina gehen würden oder nach Amerika – diese Frage war noch nicht beantwortet. Sicher war

nur, dass die Fränkels auf keinen Fall emigrieren wollten. Weder der alte Fränkel wollte sich »aus dem Staub machen«, wie er es nannte, noch seine Frau. Die Söhne hatten sich bisher nie dem Wunsch des Vaters widersetzt und würden es auch in diesem Fall nicht tun. Aber Anne-Rose wollte Riccardo sehen, und bat einen ihrer Freunde, auf den sie sich verlassen konnte, Riccardo nach dem Gottesdienst einen Brief zuzuspielen. »Niemand darf etwas davon bemerken«, flüsterte sie scharf.

Riccardo war selig.

Wann sehen wir uns? Willst Du? Schreib mir! Rasch!/? Auf Gabriel können wir uns verlassen – er wird unser Bote sein. Ich warte auf Antwort. Ich mag Dich – Anne-Rose.

Nach drei langen Tagen kam die Antwort. Gabriel brachte einen Brief.

Liebste Anne-Rose!

Ich muss Dich wiedersehen! Ich werde meinen Geigenunterricht schwänzen – jede zweite Woche, immer mittwochs. Der Lehrer wird mich nicht verpfeifen. Er ist Christ und findet unsere strenge Erziehung ohnehin unmenschlich. Und er erlaubt, dass wir uns in seinem Haus treffen. Magst Du? Ich hoffe so sehr, Dich bald zu sehen.

Dein Riccardo!

Anne-Rose Lammfromm und Riccardo Fränkel trafen sich von nun an jeden zweiten Mittwoch bei Wilhelm Anderson. Immer im Probenraum – Riccardo konnte seinem geliebten Ännchen, wie er sie nannte, hier sogar Ständchen spielen. Sie wurde süchtig nach den Bach-Präludien, die er ihr vorspielte. Sorgsam vermieden beide zwei Themen: Emigration und Richard Blumenthal.